

Guy kam wieder hereingefegt, alte Jeans zerrissenes T-Shirt. »Alles klar, Miss Holiday? Sind Sie dabei? Kommen Sie, ich pass schon auf, dass Sie nicht nass werden.« Sichtlich mühsam stemmte Billie sich hoch.

Ich beschloss einzuschreiten. »Guy, Miss Holiday will sich mit mir unterhalten. Geh du mal raus und erledige deine Aufgaben, dann kannst du hinterher noch mit ihr reden.«

Billie stand aufrecht. »Ach was, ich geh schon mit ihm raus. Aber wie kannst du ihn in diesen zerlumpten Klamotten rumlaufen lassen? Ihr wohnt in einer weißen Gegend, da steht er doch unter Beobachtung. Guy, wenn deine Mutter mich fährt, kauf ich dir morgen was Anständiges zum Anziehen. Du brauchst ja nicht rumzulaufen wie auf dem Baumwollfeld, bloß weil du den Rasen sprengst. Komm jetzt, los.«

Guy hielt ihr die Tür auf, und sie stelte durchs Zimmer. Kurz darauf konnte ich beobachten, wie mein Sohn mit dem Schlauch auf den Rosengarten zielte und Billie wacker übers Gras balancierte, obwohl die Absätze ihrer Baby-Doll-Pumps in der weichen Erde versanken.

Sie blieb noch zum Abendessen – ich könne sie doch auf dem Weg zur Arbeit im Hotel absetzen. Während ich in der Küche stand, unterhielt sie sich mit Guy, und erstaunlicherweise saß er stumm da und hörte zu, wie sie von den Südstaaten erzählte, von den Städten, der Polizei, den Musikagenten, den guten Musikern und schuftigen Kerlen, denen sie begegnet war. Sie unterließ jegliches Fluchen und wenn ihr doch ein Ausdruck herausrutschte, entschuldigte sie sich bei ihm: »Ist einfach eine schlechte Angewohnheit von mir.« Als nach dem Abendessen die Babysitterin kam, verkündete Billie, dass sie Guy ein Gutenachtlied singen würde.

Sie gingen in sein Zimmer, ich kam nach. Guy setzte sich auf die Bettkante, und Billie stimmte a capella »You're My Thrill« an, einen alten Song voller sinnlicher Metaphorik. Sie sang ihn, als wäre sie ausgehungert nach Sex, und nur der Junge, der sie aus teilnahmslosen Teenageraugen anblickte, könnte ihr Befriedigung verschaffen.

Ich beobachtete die Szene von der Tür aus und zeichnete jeden Ton innerlich auf, prägte mir alles ein, die raue Stimme, Billies Haltung und Guys nachsichtigen Blick (er hätte viel lieber gelesen oder Scrabble gespielt).

Als ich sie am Sunset Colonial Hotel absetzte, sagte sie, ich solle sie am nächsten Morgen in aller Frühe wieder abholen. Sie könne sowieso nicht schlafen, bekam ich zu meiner Verwunderung zu hören, also könne sie mit ihrem Chihuahua genauso gut bei mir die Zeit totschiagen.

Die nächsten vier Tage kam Billie frühmorgens zu uns, redete den ganzen Tag wie ein Wasserfall, sang Guy ein Gutenachtlied vor und blieb, bis ich zur Arbeit fuhr. Ich hätte eine beruhigende Wirkung auf sie, meinte sie, weil ich so gottverdammte spießig sei. Sobald Guy auftauchte, beherrschte sie sich, ansonsten fluchte sie wie ein Bierkutscher, nur in seiner Gegenwart riss sie sich zusammen und ließ nicht nur die Obszönitäten weg, sondern gab sich erhebliche Mühe, deutlich zu artikulieren.

Am letzten Abend, bevor sie nach New York zurückflog, wollte sie Guy als Abschiedslied »Strange Fruit« vorsingen. Wir saßen am Esstisch, Guy stand in der Tür.

Mit heiserer Stimme und trockenem Ausdruck sprach und sang Billie das berühmte Protestlied. Ihre Phrasierung und die raue Stimme schlugen mich völlig in Bann. Ich sah die Leichen an den Bäumen hängen, sah vor mir, wie das Blut der Lynch-Opfer von den Blättern an den Stämmen entlang bis zu den Wurzeln rann.

Guy rief dazwischen. »Wie soll denn da Blut an die Wurzeln kommen?« Ich blickte ihn scharf an. »Sei still, Guy, hör einfach zu.« Billie hatte, mit bebender Stimme über jähe Klippen hinweg, weitergesungen.

Sie malte das Bild einer lieblichen Südstaatenlandschaft, pastoral und idyllisch, und dann kamen hervorquellende Augen und verzerrte Münder dazu.

Guy platzte heraus: »Was ist denn eine pastorale Szene, Miss Holiday?« Billie hob langsam den Kopf und taxierte ihn. Plötzlich trat Grausamkeit in ihren Blick, und als sie sprach, klang ihre Stimme verächtlich. »Das heißt, wenn die Cracker die Nigger umbringen. Wenn sie einen kleinen Nigger wie dich packen, ihm die Eier abschneiden und sie ihm ins Maul stopfen. Das heißt das.«

Mich hatte ihr Ausbruch verblüfft, und Guy war völlig vor den Kopf gestoßen.

Billie war noch nicht fertig. »So läuft das. Das ist eine gottverdammte pastorale Szene.«

Guy schoss uns einen eisigen Blick zu. »Entschuldigt mich, ich gehe jetzt ins Bett.« Er drehte sich um.

Ich stand auf, unter dem Vorwand, ich müsse zur Arbeit, aber Billie hörte weder ihn noch mich.

Oben in Guys Zimmer entschuldigte ich mich für Billies Benehmen. Er lächelte sarkastisch, als hätte ich und nicht Billie ihn so angeblafft, und hielt mir kühl die Wange für meinen Gutenachtkuss hin.

Im Auto versuchte ich Billie zu erklären, was an ihrem Verhalten falsch war, aber sie weigerte sich, es zu verstehen. »Wieso, ich hab doch nicht gelogen«, sagte sie. »So sind die Cracker. Man wird ja wohl noch die Wahrheit sagen dürfen.«

Sie beschloss, nicht ins Hotel gebracht werden zu wollen, sondern mit mir in den Nightclub zu kommen und mich singen zu hören. Jeder Versuch, sie umzustimmen, blieb erfolglos.

Ich nahm sie also mit in den Club, besorgte ihr einen Platz in der ersten Reihe und ging in meine Garderobe.

Jimmy Truitt von der Lester Horton Dance Troupe war schon in voller Montur für die erste Nummer.

»Hey« – Jimmy grinste wie ein Schuljunge – »Billie Holiday sitzt im Publikum, und ihr glaubt es nicht ...«

Die anderen Tänzer und Tänzerinnen umringten uns.

»Die große Billie Holiday sitzt in der ersten Reihe, und ein Minihündchen säuft aus ihrem Glas.« Für mich war es inzwischen normal, dass Billie kaum einen Schritt ohne

Pepe tat, ich hatte das gar nicht groß bemerkt.

Die Tanztruppe schwärmte aus und legte ein Feuerwerk aus Latin-Rhythmen auf die Bühne. Danach wurde ich angekündigt.

Nach meinem ersten Stück wandte ich mich ans Publikum.

»Ladies and Gentlemen, es ist zwar gegen die Regeln dieses Clubs, Prominente im Publikum zu begrüßen, damit nicht etwa einmal jemand übersehen wird. Aber heute Abend verstoße ich gegen diese Regeln. Es wird Sie sicher alle freuen, dass Miss Billie Holiday hier bei uns ist.«

Das Publikum applaudierte begeistert. Die Leute jubelten, sprangen auf und blickten sich suchend um. Billie stierte mich an, nahm dann Pepe auf den Arm, stand auf, drehte sich zum Publikum und verbeugte sich ein paar Mal huldvoll. Mit unbewegter Miene setzte sie sich wieder.

Mein nächstes Stück war ein alter Blues, den ich immer allein mit Bassbegleitung anfang. Es war ein Klagelied mit einem tragischen Text. Ich sang es mit geschlossenen Augen, als so plötzlich, als würde eine Scheibe zerbersten, Billies Stimme mir dazwischenfuhr.

»Stopft der Bitch das Maul! Stopft es ihr, verdammt! Maul stopfen! Sie klingt ja wie meine gottverdammte Mutter.«

Ich brach ab und sah gerade noch, wie Billie mit Pepe auf dem Arm durch die Menge zur Damentoilette marschierte. Ich bedankte mich beim Publikum, bat den Bandleader weiterzuspielen, und stürzte ihr nach. Zwei Mal am selben Abend hatte die Frau mich brüskiert. Das ließ ich mir nicht gefallen. Sie sollte lernen, dass eine »gottverdammte Spießerin« sich wehren konnte.

Ich hatte die Hand kaum auf dem Drücker, da flog die Tür schon auf und eine weiße Frau mittleren Alters schoss mit kalkweißem Gesicht an mir vorbei.

Ich trat ein. Billie stand vor dem Spiegel und betrachtete sich eingehend. »Hör mal, Billie«, setzte ich an.

Den Blick weiter auf den Spiegel gerichtet, sagte sie: »Ach, ist schon okay mit dem Lied. Du kannst ja nichts dafür. Die meisten Schwarzen Frauen klingen gleich. Außer sie versuchen, wie Weiße zu klingen.« Sie lachte. »Hast du gesehen, wie die olle Schnepfe hier rausgezischt ist?«

»Mir ist eine Frau über den Weg gelaufen, ja.«

»Das war sie. Sie saß auf dem Klo, und als ich die Tür aufmache, keift sie mich an: ›Tür zu!‹ Ich keife zurück: ›Dann sperr sie doch zu, wenn sie zu bleiben soll! Schnepfe.‹ Hinterher kommt sie raus und meint: ›Wow, sind Sie nicht Billie Holiday?‹ Und ich: ›Frag ich dich, wie du heißt? Schnepfe.‹ Ein Bild für die Götter, wie die hier abgezischt ist.« Sie lachte wieder und schnitt ihrem Spiegelbild eine Grimasse.

»Die Frau war womöglich ein alter Fan von dir, Billie«, sagte ich.

Sie drehte sich um, Pepe, Handtasche und Jacke fest im Griff. »Vorhin, als du mich vorgestellt hast, weißt du, warum die ganzen Cracker da aufgestanden sind? Weißt du warum?«

»Aus Respekt«, erwiderte ich.

»Quatsch. Mann, bist du naiv. Alle sind sie aufgestanden und haben rumgeglotzt. Und was wollten sie sehen? Eine Schwarze, die schon mal wegen Dope im Knast saß. Und noch eins sag ich dir. Du willst doch berühmt werden, oder?«

Ich gab zu, dass das stimmte.

»Du wirst auch berühmt. Allerdings nicht als Sängerin. Du weißt ja selber, dass du nicht so wahnsinnig gut bist. Aber du wirst trotzdem berühmt. Und deshalb fragst du dich am besten gleich jetzt: ›Wem kann ich dann noch trauen?‹ Die Cracker sind alles Schweine, und die Nigger sind nicht viel besser. Pass einfach auf deinen Sohn auf. Lass ihn nicht aus den Augen und sag ihm immer wieder, dass er der klügste Mensch auf Gottes Erden ist. Vielleicht wird er dich dann später nicht hassen. Denk immer dran, Billie Holiday hat dir gesagt: ›So weit kannst du's gar nicht bringen, dass dich nicht einer wieder abschießt.««

Draußen vor dem Lokal setzte ich sie in ein Taxi. Ein paar Monate später starb sie in einem New Yorker Krankenhaus. Sämtliche Jazz- und Rhythm-and-Blues-Sender im Radio schleimten herum, dass es so eine großartige Künstlerin nicht ein zweites Mal geben wird. Jazzexperten mit einem aufgeblasenen Vokabular schrieben lange und oft dröge Elogen auf die atemberaubend schöne Lady Day, auf ihre Phrasierung und ihr unerhörtes Harmonieverständnis. Ich erinnerte mich mein Leben lang an den Rat einer einsamen, kranken Frau mit einer Klappe wie ein Scheunentor, die einem Zwölfjährigen hübsche Lieder vorsang.

Noch Wochen nach Billies Besuch zeigte Guy mir die kalte Schulter. Keiner von uns beiden erwähnte die Szene, aber er benahm sich, als hätte ich ihn verraten. Ich hatte einer Fremden gestattet, ihn zu beleidigen, ohne ihm beizustehen. Das Schuljahr ging allmählich zu Ende, und als ich ihn fragte, ob er in den Ferien in die Sommerschule, ins Sommerlager oder lieber einfach zu Hause bleiben und in den Canyons herumstreunen wolle, erwiderte er mit der größtmöglichen gelangweilten Distanz, er habe sich noch nicht entschieden.

Es war offensichtlich, dass unser Zusammenleben sich nicht normalisieren würde, bevor er nicht sagen durfte, wo der Schuh drückte.

»Wie fandst du eigentlich Billie Holiday, Guy?«

»Ganz okay.«

»Sonst nichts?«

»Na ja, sie hat ganz schön ordinäre Sachen gesagt. Wenn sie immer so rumflucht, ist es kein Wunder, wenn die Leute sie nicht mögen.«

»Dann mochtest du sie also nicht?«

»Wer so viel flucht, ist doch einfach bescheuert.«

Er gebrauchte schon auch inakzeptable Schimpfwörter, wenn er mit seinem Freund Tony unterwegs war, das hatte ich natürlich mitgekriegt. »Aber du fluchst doch selber manchmal rum, oder?«

»Schon, aber Jungs reden halt so, wenn wir unterwegs sind, oder beim Training. Da sagen wir Sachen, die man nicht sagt, wenn Mädchen dabei sind, aber das ist was anderes.«

Ich hielt es nicht für angebracht, ihm ausgerechnet jetzt einen Vortrag über die Ungerechtigkeit einer solchen Doppelmoral zu halten. Er ging auf sein Zimmer, blieb dann in der Tür stehen und drehte sich nicht einmal um. »Ach ja, und wenn ich groß bin, dann lass ich bestimmt nicht zu, dass ein Gast meine Kinder beleidigt, und wenn er noch so berühmt ist.«

Seine Tür knallte zu.

Der Vorfall hatte meinen Sohn tiefer verletzt, als mir klar gewesen war. Ich dachte mir ein Wiedergutmachungsprogramm aus, um mich mit ihm zu versöhnen. Als Erstes entschuldigte ich mich bei ihm, dann achtete ich ein paar Tage lang streng auf meinen Ton, machte ihm sein Lieblingsessen, ging mit ihm ins Kino und lieferte mir mit ihm knallharte Scrabble-Partien, bis ich zur Arbeit musste. Als er schon auf dem besten Weg war, erhielt ich einen Anruf aus seiner Schule.

»Miss Angelou, ich bin Vertrauenslehrer an der Marvelland School, und wir sind der Meinung, dass Guy im nächsten Jahr nicht mit dem Bus zur Schule kommen sollte.«

»›Wir sind der Meinung‹ ... Wer ist ›wir‹ und warum nicht?«

»Der Direktor, einige Lehrerinnen und ich. Wir haben über das, was er getan hat, gesprochen ... und sind uns einig –«

»Was er getan hat? Was hat er denn getan?«

»Nun, er hat im Schulbus unflätige Ausdrücke benutzt.«

»Ich komme.«

»Ach, das ist nicht –«

Ich legte auf.

Als ich ins Direktorat marschiert kam und das Empfangskomitee sah, fühlte ich mich fünf Meter groß und Schwarz wie die Nacht. Zwei weiße Frauen und ein mickriges weißes Kerlchen mit schütterem Haar erhoben sich von ihren Stühlen.

Ich wünschte allerseits einen guten Morgen und stellte mich vor.

»Wirklich, Miss Angelou, es wäre nicht nötig gewesen, dass Sie gleich herkommen.«

Das Kerlchen streckte mir die Hand entgegen. »Ich bin Mr Baker, Guys Vertrauenslehrer, und ich weiß, dass er kein schlechter Junge ist, eigentlich.«

Ich blickte die Frau an, die noch gar nichts gesagt hatte. Am besten ließ ich alle erst einmal reden.

Die andere Frau begann: »Ich unterrichte Englisch, und eine Schülerin berichtete mir heute Morgen von dem Vorfall.«

»Ich wüsste gern, was überhaupt vorgefallen ist.«

Die Englischlehrerin wählte ihre Worte mit Bedacht, als wollte sie jedes einzelne kosten.

»Nach meinem Verständnis hatte sich ein Gespräch über ein gewisses Thema entsponnen. Als der Bus an Ihrer Ecke hielt, stieg Guy zu und beteiligte sich an dem